Pierre Jarawan: Am Ende bleiben die Zedern, Roman

Vater hatte schnell erkannt, wie wichtig es war, dass er Deutsch lernte. Nachdem meine Eltern im Frühjahr 1983 aus dem brennenden Beirut bis nach Deutschland geflohen waren, war der erste Ort, an dem sie unterkamen, die Turnhalle der Mittelschule unserer Stadt. Die Schule war schon während der Sommerferien des Vorjahres geschlossen worden, als man bei routinemäßigen Luftuntersuchungen einen erhöhten Asbestwert festgestellt hatte. Aus Mangel an Alternativen wurde die Turnhalle jedoch als Auffanglager für Flüchtlinge genutzt. Bereits hier besorgte Vater sich Bücher, um sich die fremde Sprache anzueignen. Nachts, während um ihn herum die Menschen in Decken gehüllt auf dem Boden schliefen, knipste er eine Taschenlampe an und lernte Deutsch. Auch tagsüber sah man ihn manchmal in einer Ecke stehen und mit geschlossenen Augen Vokabeln wiederholen. Er lernte schnell. Schon bald war er derjenige, den die Flüchtlingshelfer baten zu dolmetschen. Dann stand er umringt von anderen in einem Kreis und erklärte den Helfern in gebrochenem Deutsch, welche Medikamente benötigt wurden und was in den Urkunden und Dokumenten stand, die man ihnen entgegenstreckte. Mein Vater war kein Intellektueller. Er hatte nie studiert. Ich weiß nicht einmal, ob er überdurchschnittlich intelligent war. Aber er war ein Lebenskünstler und wusste, dass es ihm helfen würde, sich unverzichtbar zu machen.

In der Turnhalle war die Stimmung oft gereizt. Menschen, die mit nichts als der Hoffnung auf ein neues Leben im Gepäck hier angekommen waren, sahen sich nun dazu verdammt, ihr weiteres Schicksal zu erwarten. Die Luft war stickig, der Raum beengend. Ein dauerhaftes Murmeln hing unter der Hallendecke, es war nie ganz still. Nachts hörte man das Weinen von Kindern oder Müttern, das Schnarchen, das Sichkratzen oder Gehuste der Flüchtlinge. Bekam einer eine Erkältung, waren wenige Tage später viele krank. Die Helfer taten ihr Bestes, doch es mangelte an allem: an Medikamenten, Hygieneartikeln und ausreichend Lebensmitteln, genauso wie an Kinderspielzeug und Beschäftigungsmöglichkeiten für die Erwachsenen.

Das Schicksal, eine Heimat verloren zu haben, einte die Leute; sie alle waren Flüchtlinge. Aber es ging auch um eine Aufenthaltserlaubnis, und ihnen war klar, dass sie nicht alle würden bleiben dürfen. Szenen, in denen Mütter sich schreiend an die Stangen unter den Basketballkörben klammerten, um nicht mit ihren Kindern aus der Halle getragen zu werden, kamen immer wieder vor. Jeder hier konnte derjenige sein, der dem anderen den Platz wegnahm. Deshalb waren Streitereien ein ernsthaftes Problem. Auch hier verstand es Vater zu schlichten. Ruhig redete er auf die Menschen ein, versicherte ihnen, wie wichtig es war, keinen Ärger zu machen. Und dass es hilfreich wäre, einen guten Eindruck zu hinterlassen, denn die Geschichten, die hier in der Turnhalle passierten, würden unweigerlich den Weg nach draußen finden. Und da standen manchmal Bürger vor der Halle, die Schilder in die Höhe hielten, auf denen stand, in dieser Stadt sei kein Platz für so viele Menschen.

Es gab auch die anderen. Diejenigen, die Säcke mit Kleidung brachten. Doch die waren in der Minderzahl. So begannen viele Flüchtlinge, in meinem Vater eine Instanz zu sehen, der sie ihre Sorgen anvertrauen konnten. »Wir sind auch Menschen«, klagten sie, »keine Tiere, trotzdem sperrt man uns hier ein«, und: »In Jounieh war ich Anwalt. Ich hatte eine Kanzlei, die zerstört wurde. Wo soll ich hin, wenn ich hier nicht bleiben darf? Zurück? Es gibt kein Zurück mehr, ich habe kein Haus mehr, keine Familie …« Und Vater pflichtete ihnen bei. Doch nie uneingeschränkt. Immer wieder betonte er, wie wichtig es sei, die Menschen vor der Halle zu verstehen, dass sie vermutlich Angst

hätten, so, wie sich viele vor dem Unbekannten fürchteten. Und je voller die Halle wurde, desto problematischer wurde die Lage. Denn nicht nur Stress und Ungewissheit ließen die Leute schnell überreagieren. Auch religiöse Unterschiede waren Anlass für Beschimpfungen und Prügeleien. Viele der libanesischen Flüchtlinge hatten ihre Lager nach Konfessionen aufgeteilt. Und so glich die Turnhalle den Straßenzügen des gespaltenen Beiruts: links Muslime, rechts maronitische Christen. Und die einen gaben den anderen die Schuld an ihrer Situation. Die Schuld daran, alles verloren zu haben, auf der Flucht zu sein, in einer Turnhalle leben zu müssen.

Was die Autorität meines Vaters zusätzlich stärkte, war seine Freundschaft zu Hakim. Hakim und Yasmin, die damals keine zwei Jahre alt war, waren Muslime. Meine Eltern Christen. Sie waren gemeinsam aus Beirut geflohen. Hakim und Yasmin hatten ihr Lager direkt neben dem meiner Eltern. Im christlichen Sektor der Halle, wenn man so will. Doch Hakim ermunterte seine Tochter, mit allen Kindern zu spielen, er machte nie einen Unterschied. Mein Vater und Hakim redeten gemeinsam auf die Menschen ein. »Wir sind nicht mehr im Libanon«, sagten sie. »Wir sind alle hierhergekommen, weil wir Frieden suchen, nicht den Krieg. Es geht hier nicht um Christen und Muslime. Es geht um uns. Als Libanesen.«

Doch manchmal waren Worte umsonst. Eines Nachts erwachte Vater von einem dumpfen Geräusch, als treffe ein harter Gegenstand in regelmäßigen Abständen auf etwas Weiches. Er tastete sich durch die Dunkelheit, spürte den ruhigen Atem meiner Mutter, die schlafend auf der Seite lag, und richtete sich auf. Sitzend lauschte er ins Dunkel. Bis auf das Geräusch vernahm er nichts. Dann ging er in die Richtung, aus der es kam, vorsichtig einen Fuß vor den anderen setzend, um nicht auf Schlafende zu treten. Die Gestalt, die über eine andere Gestalt gebeugt war, sah er im Halbschatten vor sich. Aber er kam zu spät. Schon im Moment, als er sich nach vorne lehnte, um den Mann, der breitbeinig auf seinem Opfer saß und ihm wie besessen ins Gesicht schlug, an der Schulter zu packen, sah er das zerschlagene Gesicht. Die Frau daneben begann zu schreien. Jemand machte Licht an, Menschen saßen plötzlich aufrecht und sahen sich erschrocken um. Immer mehr fingen an zu schreien. Nicht nur am Boden, auch an den Händen und auf der Kleidung des Mannes, der den anderen getötet hatte, war Blut, als vier Männer ihn zu Boden rissen und so lange festhielten, bis die Polizei eintraf.

Eine Weile blieb der Platz des Toten in der Turnhalle leer. Fast wirkte es, als habe sein Ende dazu beigetragen, auch den Streitereien ein Ende zu setzen. Aber es kamen täglich neue Menschen in der Halle an. Deshalb dauerte es nicht lange, bis jemand seine Decke auf der freigebliebenen Stelle ausbreitete, um sich schlafen zu legen. Nach wenigen Tagen war es unmöglich geworden zu sagen, wo genau die freie Stelle gewesen war.

Nur Vaters Deutsch wurde täglich besser. Für ihn war die Fähigkeit, diese fremde Sprache zu beherrschen, untrennbar verbunden mit dem Schicksal, das meine Eltern erwartete. Und weil er wusste, wie wichtig es war, versuchte er, auch Hakim alles beizubringen, was er lernte. Abends erzählte er in der Turnhalle Geschichten. Anfangs saß er von vielen Kindern umringt auf dem Boden der Halle, während sie ihm mit großen Augen und offenen Mündern lauschten. Er erzählte von einem riesigen Raumschiff, das die Menschen zum Planeten *Amal* brachte, wo es alles im Überfluss gab. Auf dem Boden des Raumschiffs zeigten verschiedenfarbige Linien die Wege an zu den prächtigen Baderäumen und dem prunkvollen Speisesaal oder dem Cockpit. Im Kopf baute Vater die Turnhalle zum Raumschiff um. Aus den schäbigen Duschen der Umkleidekabinen wurde eine Hightech-Wellnessoase, in der kleine Roboter über Rücken schrubbten. Die Seitenauslinien des Basketballfeldes wurden zu Energiebeschleunigerstreifen, der perfekten Spielvorlage für die

Kinder, die einfach nur mit einem kleinen Anlauf auf diese Streifen springen mussten, um in Hochgeschwindigkeit durch das Raumschiff zu düsen, das von einem verrückten Kamel geflogen wurde, welches die Passagiere mit lustigen Durchsagen erfreute. Hier verstellte Vater jedes Mal die Stimme, was die Kinder lauthals lachen ließ. *Amal* bedeutet im Arabischen Hoffnung. Und der Planet Hoffnung wurde in der Turnhalle bald zum geflügelten Wort. Manchmal, wenn selbst die Eltern ihre Erschöpfung und Verzweiflung nicht mehr vor den Kindern zu verbergen wussten und weinten, sah man die Kleinen den Erwachsenen die Hände auf die Wangen legen und sagen: »Es ist nicht mehr weit bis Amal.«

Jedenfalls dauerte es nicht lange, da gesellten sich auch die Eltern zu dieser Runde, um Vater zu lauschen. Und wieder ein paar Tage später setzte sich auch so mancher Flüchtlingshelfer dazu, nur um ihm zuzuhören. Bald wurde die abendliche Erzählstunde zu einem festen Termin, einem verbindenden Ritual. Es war die einzige Zeit, in der niemand anderes sprach als Vater. Seine Stimme schwebte beruhigend und bildgewaltig über die Köpfe hinweg.

Heute, nachdem ich so viel über ihn gelernt habe, frage ich mich oft, wie er es geschafft hat, sein Geheimnis zu ertragen. Und ich komme dabei immer zur selben Antwort: Seine Fähigkeit, der Realität zu entfliehen, hat ihm dabei geholfen.

Hakim bekam den Bescheid der Asylanerkennung schneller als meine Eltern. Als alleinerziehender Vater, der zudem passable Deutschkenntnisse vorweisen konnte, durfte er sich mit Yasmin bald über die unbefristete Aufenthaltserlaubnis freuen. Vater und Mutter umarmten und küssten beide zum Abschied und winkten ihnen, als sie die Turnhalle verließen. Ihre nächste Station war eine kleine Sozialwohnung am Stadtrand, die sie zugewiesen bekamen. Hakim, der nach wenigen Monaten auch eine Beschäftigungserlaubnis erhielt, fand Arbeit in einem Schreinerbetrieb. Er hatte sein Leben lang Laute gespielt, und es war ihm ein Leichtes, den Schreinermeister, der den Flüchtlingen wohlgesinnt war, davon zu überzeugen, die Hornhaut an seinen Fingern komme von der Handwerksarbeit, die er viele Jahre verrichtet habe. Und er machte die Arbeit gern. Als Sohn eines Lautenmachers liebte er den Geruch von Holz. Hakim hatte viele Jahre seiner Kindheit in der Werkstatt seines Vaters verbracht, bevor er nach Beirut gegangen war, um ein erfolgreicher Musiker zu werden.

Meine Eltern mussten noch eine Weile in der Halle bleiben. Doch als auch sie den vorläufigen Bescheid erhielten, weinten viele Menschen. Mutter weinte vor Erleichterung. Einige Erwachsene weinten, weil sie sich die Turnhalle ohne meinen Vater nicht vorstellen konnten. Und die Kinder weinten, weil der Geschichtenerzähler ging. Es war ein Dienstag, als der Mann eintrat und sich suchend umsah, bis er von einem Helfer, der an einer Tür lehnte, den Weg gezeigt bekam. Zielstrebig ging er auf meine Eltern zu.

»Sind Sie Brahim?«

»Ja«, sagte Vater.

»Brahim El-Hourani?«

»Ja, das ist richtig.«

»Und Sie sind Rana El-Hourani?«, fragte er, an Mutter gewandt.

»Ja«, bestätigte auch sie.

»Ein Brief für Sie.« Und als der Mann bemerkte, wie Mutter leicht zurückwich, als er den beiden den Umschlag hinhielt, sagte er lächelnd: »Herzlichen Glückwunsch!«

So verließ Brahim der Geschichtenerzähler die Turnhalle. Fast alle wollten sich von ihm verabschieden. Die Menschen wünschten meinen Eltern viel Glück, man versicherte sich, einander

wiederzusehen, später in den Straßen der Stadt, als Bürger, im Kino, beim Einkauf oder in den Restaurants.
Brahim. Das war der Name meines Vaters. Brahim El-Hourani. Rana war der Vorname meiner Mutter. Die El-Houranis, das waren meine Eltern. Mich gab es damals noch nicht.
Meine Eltern kamen in derselben Wohnsiedlung unter wie Hakim und Yasmin. Das Schicksal und so mancher Sachbearbeiter meinten es gut mit ihnen. Sie wohnten nur ein paar hundert Meter voneinander entfernt. Und Vater, der inzwischen sehr gut Deutsch sprach, bekam nach wenigen Monaten ebenfalls die Beschäftigungserlaubnis. Mutter erzählte mir einmal, wie er mit einer Tüte voll frisch gebackenem Baklava in die Ausländerbehörde spazierte, um sie dem verdutzten Beamten auf den Tisch zu legen.
»Das hat meine Frau für Sie gebacken«, sagte er.
»Oh«, entgegnete der Beamte. »Das kann ich nicht annehmen.«
»Für den Stempel«, sagte Vater.
»Den Stempel.«
»Unter der Beschäftigungserlaubnis.«
»Ah. Der Stempel«, meinte der Beamte, der den Blick abwechselnd von Vater zur Plastiktüte auf seinem Tisch und wieder zurück wandern ließ.
»Wir sind Ihnen sehr dankbar.«
»Leider kann ich das aber nicht annehmen«, wiederholte der Mann, dem das Ganze sichtlich unangenehm wurde.
»Ich bitte Sie. Ich bin Gast in Ihrem Land. Betrachten Sie es als mein Gastgeschenk.«
»Das darf ich nicht.«
»Ich werde es niemandem verraten.«
»Trotzdem.«
»Ich habe gesehen, was es heute in Ihrer Kantine gibt«, sagte Vater. »Glauben Sie mir: Sie wollen das Baklava.«
»Ich bin sicher, es ist ganz tolles Baklava«, sträubte sich der Beamte, »aber ich darf es leider nicht annehmen.«
»Soll ich mal mit Ihrem Chef reden?«
»Nein«, rief der Beamte. »Nein, Herr …«
»El-Hourani. Sie können Brahim zu mir sagen.«
»Herr El-Hourani. Bitte bestellen Sie Ihrer Frau schöne Grüße und sagen Sie ihr, dass ich mich gefreut habe. Aber meine Frau backt heute Abend Kuchen, und wenn ich vorher Ihre Süßigkeit esse, bekomme ich zu Hause Ärger.«
»Ärger? Von Ihrer Frau? Das kann doch nicht sein.«
»Doch, so ist es.«
»Na, das wollen wir dann lieber nicht«, meinte Vater.
»Nein. Das wollen wir nicht.«
»Gut.« Vater nahm die Tüte wieder vom Tisch. »Jedenfalls vielen Dank für Ihre Mühe. Wenn Sie trotzdem mal Lust auf Baklava haben, rufen Sie uns an.«
Und dann erzählte Mutter, wie Vater nach Hause kam und seufzend erklärte: »Wenn du in Beirut einen Stempel für irgendwas haben willst, dann bringst du dem Typen mit dem Stempel vorher Baklava. Hier nehmen sie das Baklava nicht mal, wenn du es ihnen hinterher bringst.«

Der Beamte vergaß meinen Vater nicht so schnell. Wie auch? Er sah ihn noch drei Mal, als Vater jeweils mit Männern vorbeikam, die er noch aus der Turnhalle kannte. Jedes Mal bat er den Mann um einen Stempel. Jedes Mal bekam er ihn.